

Informalität,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist eine zweischneidige Angelegenheit. Einerseits verspricht Informalität weitere Handlungsspielräume und weniger Ärger mit der Bürokratie. Andererseits sollte man die Möglichkeit bedenken, dass solche Handlungsspielräume nicht von allen in gleichem Maße genutzt werden; dass die Vorteile von Informalität für die einen auf Kosten der anderen gehen könnten; insgesamt also mehr Selektivität.

Die aktuelle Entwicklung an unseren Universitäten gibt Anlass, darüber genauer nachzudenken. Der Bologna-Prozess brachte den letzten starken Regulierungsschub, die flächendeckende Einführung von Campus-Management-Systemen ist der nächste. In beiden Fällen geht es darum, Prozesse zu standardisieren, um wechselseitige Anschlussfähigkeiten zu steigern. Die genaue Beschreibung der Studieninhalte sollte die Transparenz bei der Studienortwahl absichern, die Einführung des ECTS-Systems sollte internationale Mobilität der Studierenden erleichtern, die Vereinheitlichung von Studienabschlüssen die Transnationalisierung des Arbeitsmarktes voranbringen. Die erforderliche Standardisierung der Lehr- und Studienabläufe erzwang Detailregulierungen, der vorausseilende Gehorsam der Landeswissenschaftsbürokratien und der Universitäten taten ein Übriges: Ein bürokratisches Monster wurde geschaffen, das nun in mühsamen Reformen der Reform gezähmt wird.

Campus-Management-Systeme sind die universitätsadministrative Vollständigkeit der Bologna-Reform. Mit ihrer Einführung wird auf den exponentiell gestiegenen Koordinationsaufwand in und zwischen den Universitäten reagiert. Angesichts massenhafter Mehrfachbewerbungen müssen die Studienplätze bewirtschaftet werden, die Regulierung der Studiengänge und die zahllosen neuen Hybridstudiengänge erfordern eine komplexe Prüfungsverwaltung etc. Wie anspruchsvoll die Anforderungen an Campus-Management-Systeme sind, erkennt man schlicht daran, dass sie bisher nicht funktionieren.

Was aber wird passieren, wenn es irgendwann einmal doch läuft? Die Computerisierung erzwingt ein hohes Maß an Formalisierung und Zentralisierung. Ersteres, weil Algorithmen nur mit Normalfällen umgehen können, letzteres, weil sonst die Vorteile kleinerer Einheiten (Institute, Fakultäten) durch die Schnittstellenproblematik zwischen ihnen wieder aufgehoben werden. In politisch-administrativer Wahrnehmung werden Probleme, die

mit der Bologna-Reform entstanden sind, mit Campus-Management-Systemen gelöst. In der Universitätspraxis vollenden diese Systeme die Formalisierung der Studien- und Prüfungsabläufe, die mit der Bologna-Reform angeschoben wurde. Was sind die Folgen?

Regulierung erfordert Formalisierung. Formalisierung konstruiert Normalfälle. Probleme versucht man zu berücksichtigen, sie können aber nur als Normalfälle von Problemen auf den Bildschirm kommen. Also müssen erstens möglichst alle Uni-Vorgänge so zugerichtet werden, dass sie ins System passen; und zweitens muss für unvorhergesehene Fälle neben dem System ein System etabliert werden, da man sie ja nicht nicht lösen kann: Versäumte Anmeldefrist, weil der Babysitter krank geworden ist, Abgabeverzug wegen einmaliger Praktikumschance, drittmittelrelevanter Termin im offiziellen Prüfungszeitraum. Bei solchen und zahlreichen anderen – eben! – unvorhersehbaren Problemen hilft nur informelle Bearbeitung.

Die Standardisierungen, die Campus-Management-Systeme im Namen von Effizienzsteigerung und Bürokratieentlastung mit sich bringen, werden somit zu einer Verdoppelung der Bürokratie führen: zu einer, die das System bedient, und zu einer zweiten, welche die Fälle überhaupt erst in Standardform bringt (individuelle Beratung, wie man einen Antrag formuliert, damit er standardisiert bearbeitbar ist) und den nicht standardisierbaren Rest dem System abnimmt. An dieser Stelle tut sich ein weites Feld für Informalität auf. Das Geschehen bestimmen hier auf der einen Seite Geduld oder Gleichgültigkeit, Skepsis oder Wohlwollen einzelner Mitglieder der Universitätsverwaltung sowie Engagement oder Egoismus der Lehrenden; auf der anderen Seite Frustrationstoleranz, Hartnäckigkeit und Kommunikationstalent der Studierenden. Manche schaffen es eben trotz überfüllter Lehrveranstaltungen und Sprechstunden ein persönliches Verhältnis zu den Sekretärinnen, Prüfungsämtern und Profs aufzubauen, andere schaffen es nicht. Und genau das ist die Schattenseite von Informalität: Die Fähigkeiten und Ressourcen, die Handlungsspielräume von Informalität für sich zu nutzen, sind höchst unterschiedlich verteilt. Wer sich gewandt ausdrückt, sich einigermaßen benehmen kann und entsprechende Distinktionsmerkmale aufweist, kommt gut durch. Die anderen schlechter. Informalität in der Massenuniversität begünstigt also jene, die früher die Universität exklusiv für sich hatten. Das kann man wollen. Muss man aber nicht.

Ihr

Georg Vobruba